

Mission der Zukunft – Zukunft der Mission

Festvortrag zum Jubiläum der Kongregation vom Heiligen Geist
am 19. Mai in Knechtsteden, von Walbert Bühlmann OFM Cap., Rom

Vor 275 Jahren, am Pfingsttag des Jahres 1703, gründete der junge französische Adlige, Francois Claude Poullart des Places, eine Priestergemeinschaft, deren Mitglieder später „Missionare vom Heiligen Geist“ (Spiritaner) genannt werden. 1848 vereinigte der konvertierte Jude Franz M. Paul Libermann die von ihm gegründete „Missionsgemeinschaft vom Unbefleckten Herzen Mariens“ mit der Gemeinschaft der Spiritaner und schuf so die heute internationale „Missionskongregation vom Heiligen Geist unter dem Schutz des Unbefleckten Herzen Mariens“ (Spiritaner), der zur Zeit 3900 Mitglieder in 57 Ländern der Welt angehören.

Zur 275-Jahrfeier der Spiritaner hielt der Generalsekretär der Kapuzinermission, P. Walbert Bühlmann, am 19. Mai 1978 in Knechtsteden bei Köln folgenden Festvortrag.

Man redet heute von vor- und nachkonziliärer Theologie. Man könnte wohl auch unterscheiden zwischen vor- und nachkonziliären Jubiläen. Früher pflegte man bei Jubiläen einen langen Rückblick zu tun, man lobte die Vorfahren, rühmte sich ihrer Lorbeeren und bestätigte sich auf dem eigenen Weg. Heute sind uns Jubiläen eher Anlaß zur Selbstkritik und zur Vorausschau. Wir wollen nicht mehr einfach die Taten der Vorfahren wiederholen und verlängern, sondern fragen nach ihrer eigentlichen Inspiration und suchen dann, aus derselben Inspiration heraus das zu tun, was heute an neuen Handlungen fällig ist. In der Anfrage für diesen Vortrag wurde mir auch mitgeteilt, das Thema „bräuchte sich nicht speziell mit unserer Missionsgemeinschaft zu befassen, sollte jedoch möglichst missionarisch sein“. Man kann also aus dem Bisherigen schlußfolgern, daß nachkonziliäre Jubiläen sich sowohl vom Triumphalismus wie vom Kongregationalismus freihalten und sich um so mehr der Inspiration des Geistes, der hinter aller Geschichte steht und weht, übergeben.

Das führt uns zur weiteren Frage nach dem Sinn der Geschichte. Wir möchten gewiß nicht zu den Ikonoklasten gehören und geschichtliche Archive als „altes Zeug“ dem Feuer überantworten. Geschichte ist der Boden, auf dem wir stehen, der Wurzelgrund, aus dem wir herausgewachsen sind, das menschliche Maß, das uns angelegt ist und uns immer daran erinnert, daß auch wir beschränkte, sterbliche Wesen sind wie unsere Vorfahren. Es lohnt sich, Geschichte zu schreiben. Aber noch mehr lohnt sich, Geschichte

zu machen, Geschichte zu leben. Beim Anblick der 5bändigen „Memoria Rerum“ der Propaganda-Fide-Kongregation kann man sich mit Recht fragen: Warum soviel Aufwand? Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Was lernen wir aus der Geschichte? ¹⁾ Wie hilft uns diese geschehene Geschichte, die nun unbeweglich starr im Archiv und in diesen 5 Bänden begraben liegt, die je geschehene Geschichte, die in unsere Hände gelegt ist, aus der wir dies oder jenes machen können, wie hilft uns die geschehene Geschichte, die je geschehene Geschichte so zu gestalten, daß wir den Zeichen der Zeit entsprechen, und daß einmal die kommenden Generationen an unserer jetzigen Geschichte ein Modell ihres Handelns, vor allem ihrer Inspiration finden können?

Von unseren größten Vorfahren können wir in der Tat dieses lernen, daß sie nicht bloß auf die Geschichte schauten, sondern im je aktuellen Augenblick lebten, die Zeichen der Zeit zu erkennen suchten, entsprechend reagierten — und damit die Zukunft aufbauten, die uns als Gegenwart anvertraut ist, damit wir hingehen und dasselbe tun. Das Thema, das sich nun unserer Überlegung anbietet — von der Zukunft her die Gegenwart meistern — ist sehr weit gesteckt. Wir können es nur andeutungsweise, skizzenhaft und mit vorläufigen Einsichten behandeln. Das hat den Vorteil, daß auch Sie, verehrte Hörer, zum Nachdenken über unsere gemeinsame Zukunft herausgefordert sind und Sie diese meine Skizze mit Ihren Überlegungen, Korrekturen, Ergänzungen auffüllen können.

Eine erste Aussage lautet:

DIE MISSION HAT EINE ZUKUNFT

Diese Aussage ist nicht ein leerer Luftstreich. Sie antwortet auf eine sehr ernste Frage, die uns allen in der Kehle steckt. Wir wissen doch, wie sehr Mission in Frage gestellt ist, wie sehr von Krise, vom Ende der Mission die Rede ist. Dabei meint man freilich vor allem Mission in der Mehrzahl, die Missionen, also jenes bestimmte historische System, das mit der Kolonialzeit begann und mit ihr auch gehen soll, da es doch mit der Kolonisation nicht wenige Ähnlichkeiten hatte: Territorien, die einem fremden Institut übergeben waren, volle Verantwortung, die man für jene Menschen trug, Missionsstationen, die wie ein Staat im Staat waren und für ihre Anhänger von der Geburt bis zum Tode, mit der langen Kette von Unternehmungen von der Maternität bis zum Friedhof, besorgt waren. Wenn nun die Missionen in diesem Sinn im neuen politischen und kirchlichen Landschaftsbild als überholt betrachtet werden, so bleibt doch die Mission nach wie vor als geheimnisvolle Wirklichkeit bestehen.

¹⁾ Vgl. Walbert Bühlmann, Epilogo. Passato e futuro della evangelizzazione, in: Memoria rerum. Storia della S.C. de Propaganda Fide, Freiburg i. B. 1976, II/2, 578—614.

Die Aussage: Die Mission hat eine Zukunft, steht als solche nicht im Katechismus. Sie soll auch gar nicht als eine unter den 200 anderen Katechismus-Aussagen betrachtet werden. Sie ist vielmehr Abschluß und Vollen- dung des gesamten christlichen Unterrichtes. Wer diesen Abschlußstein herausbricht, läßt den ganzen gotischen Bogen zusammenfallen. Wer Sinn und Zukunft der Mission in Frage stellt, löst eine Kettenreaktion aus, die eines nach dem andern in die Luft jagt, zuletzt auch die eigene christliche Existenz. Denn wenn im Vaticanum II die Kirche als „ihrer Natur nach missionarisch“ erklärt wird (LG 1, AG 2), wenn also die Kirche nicht nicht-missionarisch sein kann, wenn Mission der Daseinsgrund der Kirche ist, dann geht es mit Mission um Sein oder Nicht-Sein der Kirche. Wenn aber Sein oder Nicht-Sein der Kirche zur Diskussion steht, dann ist auch Christus und seine Auferstehung betroffen. Wenn aber Christus und seine Auferstehung angezweifelt wird, dann geht es um Gott selbst, der von Christus beglaubigt wurde und der — wie wir bisher glaubten — Christus durch die Auferstehung beglaubigt hat.

Es läßt sich also an Mission nicht rütteln. Mission ist nicht etwas, das die Kirche neben vielen Dingen auch noch tut, nicht etwas, das vor allem die Missionare angeht. Mission rührt an den Kern der Sache. Sie ist der Prüf- stein unseres Glaubens. Das alles ist durch „Evangelii nuntiandi“ nur be- stätigt worden. Seither wissen wir, daß a l l e Evangelisierten evangelie- sieren müssen, daß aber auch nur Evangelisierte glaubwürdig evangelisie- ren können. Wir würden wohl besser daran tun, die Katholiken nicht mehr in praktizierende und nicht-praktizierende einzuteilen, sondern in evan- gelisierende und nicht-evangelisierende. Denn wer nur „seine Seele retten“ will und nicht bereit ist, an der Evangelisierung der Welt teilzunehmen, ein evangelisches Frage- und Ausrufzeichen für die anderen zu sein, der hat den Sinn seines Christ-Seins nicht erkannt, denn auch die Heiden können schließlich ihre Seele retten. Für uns Glaubende sollte also unbe- stritten sein, daß Mission eine Zukunft hat.

Diese Gewißheit, daß Kirche und Mission eine Zukunft haben, kann freilich auch gefährlich wirken. Man kann sich darauf verlassen und dabei die Welt weiterrollen lassen. Es gibt eine gewisse Denkart in der Kirche, die meint: „Die Kirche ist alt und weise und sie kann nicht untergehen. Sie hat schon alle Stürme überstanden. Schlafen wir also ruhig weiter . . .“ So ist es nicht gemeint. Die Zukunft der Kirche, welcher die Mächte der Hölle nicht beikommen können, ist eine Zusage Christi an die Kirche, aber eigentlich nicht so sehr um der Kirche, sondern um der Welt willen, weil die Welt der Kirche bedarf. Die Zukunft der Kirche hat also nur Sinn und Berechtigung, insofern die Kirche der Welt den je fälligen Dienst leistet. Damit kommen wir zur zweiten Aussage:

DIE MISSION DER ZUKUNFT WIRD ANDERS SEIN

Sie steht zunächst in einem neuen Weltbild. Wir wissen noch gut um das alte europozentrische Weltbild. Aber die Hegemonie Europas ist durch den 2. Weltkrieg und seit dem 2. Weltkrieg unwiderruflich zu Ende gegangen. Ich habe auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrates in Würzburg 1975 gezeigt und brauche es hier nur in Erinnerung zu rufen, wie fünf Nachweltkriegs-Ereignisse symbolisch die systematische Emanzipation von Europa zum Ausdruck brachten: Bandung 1955 als Zeichen und Signal für die politische Emanzipation, Paris 1956 für die kulturelle Emanzipation, Algier 1973 für die wirtschaftliche Emanzipation, Kyoto 1970 für die religiöse Emanzipation und Rom 1974 für die kirchliche Emanzipation². Mission lebt fortan in einer polyzentrischen Welt, in einer emanzipierten Welt, mit allen Risiken, weniger selbstverständlich mehr angenommen zu werden, aber auch mit allen Vorteilen, statt fremde Mission, nun echte Ortskirche zu werden, selbstbewußten Menschen und Völkern zu begegnen, die volleres Abbild der Würde und der Freiheit Gottes sind.

Mission der Zukunft untersteht auch — wenn man so sagen will — einer neuen Autorität. Nach dem bisherigen Codex war „die gesamte Sorge für die Missionen einzig dem Hl. Stuhle vorbehalten“ (Can 1350 § 2). Alles war zentralistisch gesteuert. Rom übergab den Missionsinstituten bestimmte Gebiete (jus commissionis). Die Missionare und die Apostolischen „Vikare“ hatten alle nur delegierte Gewalt. Sie waren praktisch der verlängerte Arm Roms. Nach dem Entwurf des neuen Kirchenrechtes steht dem Römischen Stuhl nur noch „in besonderer Weise die höchste Leitung und Koordinierung“ der Missionsunternehmungen zu (Can 33 § 1), und gleich anschließend wird die Mitverantwortung aller Bischöfe und damit der Ortskirchen unterstrichen. Das bisherige papal-zentralistische Missionsmodell wird also abgelöst vom episkopal-polyzentrischen³.

Diese neue Schau hat viele weitere Konsequenzen. Bisher stand Mission im Zeichen des N-S-Gefälles: wir waren die Gebenden, die anderen die Empfangenden; wir Kirche, die anderen Mission; wir die Zivilisierten, die anderen die Wilden; wir die Norm, die anderen die Genormten. Das schuf Abhängigkeit, Verdemütigung, Widerstand. Fortan wird Mission im Zeichen der Gegenseitigkeit stehen, weil wir selber nicht mehr so selbstsicher sind wie früher und ganz gern von anderen Kirchen Glaubenshilfe und pastorale Inspirationen annehmen. Das ist z. B. schon geschehen an den Bischofssynoden 1974 und 1977, wo die Vertreter der Dritten Welt eindeu-

²) Ders., Missionarische Bewußtseinsbildung für morgen, in: Ordenskorrespondenz, Köln 1976, 3—15.

³) Vgl. O. Stoffel, Missionsstrukturen im Wandel. Ansätze eines neuen Missionsrechtes, in: NZM, Immensee 1975, 259—270.

tig die Führung hatten und uns bereicherten. Erst in einem solchen Geben und Nehmen kommt dann die echte Koinonia zustande.

Bisher hatte Europa (zusammen mit Nordamerika) praktisch ein Missionsmonopol. Also: ein Kontinent hat in den anderen missioniert. Fortan aber werden alle sechs Kontinente missionieren, da alle Ortskirchen, als Abbild der Universalkirche, missionarisch sein sollen — eine neue und folgenreiche Aussage des Konzils (AG 20), was uns berechtigt, eine neue missionarische Blüte zu erwarten. Die fremden Missionare aber stehen im Dienst jener missionierenden Ortskirchen, nicht mehr so sehr als „Gesandte“ ihrer Mutterkirchen, sondern als „Erbetene“ jener Ortskirche, im Ausmaß und solange sie uns nötig haben. Wir müssen von der Führungsrolle ins zweite Glied zurücktreten. Die Ortskirchen haben ihr Aufrichtefest gefeiert. Wir, die Bauleute, haben ihnen die Schlüssel übergeben und haben nun zu sehen, was weiterhin mit uns geht. Ich bewundere die Missionare, welche die radikale psychologische Umstellung zustande bringen, die von ihnen gefordert wird.

Bisher auch war Mission uniform, ein Abbild der einen römischen Kirche. Fortan wird sie pluriform sein und eben in der je eigenen Liturgie, Theologie, Kirchendisziplin der Ortskirchen den Reichtum der katholischen Kirche zum Ausdruck bringen. Diese Möglichkeit wurde im Vaticanum II noch recht vorsichtig, fast ängstlich postuliert, aber 10 Jahre später, in „Evangelii nuntiandi“ als selbstverständlich vorausgesetzt, nicht nur als Recht, sondern als Pflicht und Aufgabe der Ortskirchen⁴. Das in die Tat umzusetzen ist freilich schwerer als man meint, weil z. T. uns die schöpferische Phantasie fehlt, zum anderen Teil zu viele kirchliche Autoritäten das alte Schwungrad der uniformen Konzeption noch nicht zum Stillstand gebracht haben.

Pluriformität erwächst auch daraus, daß Mission heute nicht mehr einfach Mission ist, wo man mit den klassischen Missionsmitteln, Waisenhäusern, Schulen, Spitälern, ans Ziel kommt. Mission ist heute konfrontiert mit je verschiedenen neuen Situationen, die ihr zu verstehen geben, daß es nicht mehr bloß darum geht, die einzelnen Menschen zu retten, sondern diese neuen Situationen selbst im Licht des Evangeliums zu beurteilen und gegebenenfalls mit prophetischem Mut die Dinge beim Namen zu nennen und auf jene Veränderung, die dem Kommen der neuen Welt Gottes dienen, zu drängen und sie selber im Geiste Jesu beispielhaft vorzuleben. Das heißt, daß die Mission sich heute auch mit Gesellschaftsfragen abgeben muß. Sie muß z. B. in Ländern der Militär-Diktaturen oder der Regime der nationalen Sicherheit für die oft verachteten Menschenrechte eintreten und jenen — meist christlichen — Verantwortlichen zu verstehen geben, daß Evangelium mit Menschenfreiheit und Menschenwürde zu tun hat.

⁴) Vgl. z. B. LG 13, 23 und SC 37–40 mit EN 63.

— Sie muß in Ländern der marxistischen Regime — und neben China und Südost-Asien gibt es heute auch im hoffnungsvollen Missionskontinent Afrika wenigstens 10 Länder, die sich offiziell marxistisch-leninistisch nennen — einerseits mit Hand anlegen an der gemeinsamen Anstrengung, das Volk aus der Armut und Unterentwicklung herauszubringen, andererseits das kritische Gewissen des Staates sein, die von der Konstitution garantierte Religionsfreiheit auch praktisch fordern und mit evangelischem Freimut für das eintreten, was Gottes ist. — Sie wird in Ländern der Religionen mit ihrem neu erwachten Selbstbewußtsein nicht mehr zufrieden sein, einzelne Menschen zu bekehren und sich anzugliedern, sondern versuchen, mit den Religionen selbst ins Gespräch zu kommen und einen echten Austausch von religiöser Erfahrung anzubahnen. Das alles setzt neue Ausrichtung und neue Vorbereitung der Missionare voraus.

In diesen neuen Situationen müssen wir den Mut haben zum Sterben. Vorzeitiges Sterben war in der guten alten Zeit das Schicksal der Missionare. Die beeindruckenden Zahlen, die P. A. Engel CSSp damals bekannt machte, daß die zwischen 1850—70 gestorbenen 104 Spiritaner-Missionare ein Durchschnittsalter von 33 Jahren erreichten und jene 559 zwischen 1870—1900 ein solches von 39 Jahren⁵, sind seither in alle Afrika-Bücher eingegangen. In den heutigen Rechts- und Links-Regimen, in den Aktionsradien nationalistischer und krimineller Bewegungen kann das wieder aktuell werden. Wir haben uns damit abzufinden, daß Risiko schon immer ein Bestandteil des missionarischen Lebens und eben dadurch Zeugnis für die christliche Hoffnung war.

Doch ebenso brauchen wir den Mut zum Leben, um in allen Situationen die neuen Aufgaben zu entdecken und in Angriff zu nehmen. Über die neuen Aufgaben in den Ortskirchen ist bereits einiges angetönt worden. Die Missionsinstitute haben aber auch in ihrem Ursprungsland neue Aufgaben wahrzunehmen. Früher haben wir die Leute aufgerufen, den „armen Heiden“ zu helfen. Heute müssen wir unseren eigenen alten und irgendwie entmutigten Kirchen helfen. Wie die einzelnen Missionare, so müssen auch unsere Kirchen eine psychologische Umstellung vollziehen. Sie sind nicht mehr die Kirche, sondern nur noch ein Teil einer freilich größeren Kirche. Der „Rhein fließt nicht mehr in den Tiber“, wie es zur Zeit des Vaticanum II noch geschah, wo die Rheinländer, Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien in der Kirche den Ton angaben⁶. Heute fließen eher der Zaire, der Amazonas, der Ganges in den Tiber. Wir sind auch demographisch alternde Kirche geworden, Kirche der alten Leute, die nicht mehr viele Initiativen vom Zaune brechen, währenddem die Dritte Kirche Kirche der Jungen ist, voller Dynamik und Hoffnung.

⁵) P. A. Engel, Die Missionsmethode der Missionare vom Heiligen Geist auf dem afrikanischen Festland, Knechtsteden 1932.

⁶) Vgl. das Buch von R. M. Wiltgen, The Rhine flows in the Tiber, New York 1967.

Die Missionsinstitute müssen durch die Missions-Information der Mutterkirche helfen, Schwesterkirche zu werden, und genau im Kontakt mit den jungen Kirchen der Dritten Welt selber wieder jung zu werden. Im Blick auf die Kirche in sechs Kontinenten bekommen viele unserer Probleme, die uns wichtig scheinen, an denen wir uns zerstreiten, die richtigen Dimensionen, d. h. sie werden klein, fast belanglos. Von dorthier bekommen wir auch neue Impulse. Missions-Information soll heute vor allem eine Drehscheibe des pastoralen Austausches sein. Sie soll unserem Volk bekannt machen, daß in Lateinamerika durch die Basisgemeinschaften ein Modell gesetzt wurde, wie eine alte Kirche sich erneuern kann; daß in Afrika bei allem Priestermangel, vielleicht wegen des Priestermangels, die Laien die Verantwortung übernommen haben und die priesterlosen Außengemeinden ein wunderbares kirchliches Leben führen; daß in Asien durch den Dialog mit den Religionen gegenwärtig ein neues Meer von Spiritualität erschlossen wird und wir es nicht mehr bloß zu glauben haben, sondern es erfahren, daß der „Geist Gottes den ganzen Erdkreis erfüllt hat“ (Is 6,3). Das alles kann uns helfen, die eigene Mutlosigkeit zu überwinden und vom Schöpfergeist neues Leben, neue Jugend zu erhalten.

Zu den neuen Aufgaben der Missionsinstitute gehört auch, nicht mehr bloß unter den braven Christen zu wirken, sondern auch in den Zentren der Politik, der Wirtschaft, des Welthandels zu stehen und mit prophetischer Stimme zu sagen: „Es ist dir nicht erlaubt, bloß weil du stärker und schlauer bist, die Kakao- und Bananenproduzenten billig abzufertigen und selber den guten Profit einzustecken . . .!“ Wir sind zwar nicht Techniker der Weltwirtschaft, sollen aber Experten des Evangeliums und von „Populorum progressio“ sein, deren Anliegen immer wieder anmelden, den Technikern keine Ruhe lassen, bis sie doch gerechtere Lösungen finden, so daß nicht die andere Alternative, die kommunistische Revolution, in noch mehr Ländern zum Zuge kommt.

Ferner: wir müssen Mission auch bei uns entdecken und ernst nehmen. Die farbigen Übersee-Studenten, die nicht-christlichen Gastarbeiter machen unser Land zum Missionsland, wo wichtige Weichen für die Zukunft gestellt werden. Der Katholische Akademische Ausländerdienst, die Ständige Arbeitsgruppe für christlich-islamische Beziehungen, unter dem Vorsitz von Weihbischof Julius Angerhausen, die Ökumenische Kontaktstelle für Nicht-Christen in Köln und ähnliche Institutionen sind nicht ein Alibi für die Missionsinstitute, sondern eher ein Anreiz, auch ihrerseits alles zu tun, was diesbezüglich nötig und möglich ist.

Und noch etwas sehr Wichtiges: wir wissen heute um die große Zahl der nicht mehr praktizierenden, der kirchenlosen Christen, der nicht mehr glaubenden, der säkularisierten Menschen auch in unseren Ländern. Papst Paul VI. hat in „Evangelii nuntiandi“ nicht mehr Territorien in Missions-

gebiete und Nicht-Missionsgebiete eingeteilt, wohl aber sieht er in der Menschenmasse die vorchristlichen oder noch nicht-christlichen Menschen, denen gegenüber die Kirche die dringliche Aufgabe der Erstverkündigung zu vollziehen hat; dann die Christen, die heute unsere Hilfe nötig haben, damit sie nicht am Glauben irre werden; dann die nach-christlichen oder nicht mehr christlichen Menschen, denen gegenüber die Kirche „ständig angepaßte Mittel und eine angepaßte Sprache suchen muß“, um ihnen den Glauben an Christus wieder neu vorzulegen (n. 56). Diese drei Gruppen von Menschen aber gibt es heute allüberall. Wir sprechen darum heute von Kirche in sechs Kontinenten, aber auch von Mission in sechs Kontinenten.

Ich persönlich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der sogenannten nicht mehr Praktizierenden, nicht mehr Glaubenden, der aus den sedentären Kirchen und Religionen — das Phänomen gilt ja auch für den Hinduismus, Islam usw. — Emigrierten faktisch nicht einfach religionslose Menschen sind, wohl aber „religiöse Nomaden“, die äußerlich tun, als ob, innerlich aber, bewußt oder unbewußt, fragende und suchende Menschen sind. Diese Menschen machen heute die Mehrheit der westlichen Gesellschaft aus. Wenn Christus uns ermahnte, die 99 guten Schafe stehen zu lassen und dem einen verlorenen nachzugehen, wie viel mehr müßten wir heute die 10 Schäflein, die noch brav in die Kirche kommen, hie und da etwas stehen lassen, um den 90 nachzugehen, die draußen freudig oder traurig ihr Leben fristen. Die Psychotherapeuten erklären uns, daß Religion bei sehr vielen Menschen verdrängt, aus Scham oder Enttäuschung von der öffentlichen Szene ins Unterbewußte versunken sei. Dort sitze sie fest. Aber die Mehrzahl dieser Menschen wüßten nicht, wohin sie mit ihren religiösen Fragen gehen könnten, um Verständnis zu finden. Es scheine, daß zwischen den offiziellen Vertretern der Kirchen und diesen Menschen eine Barrikade aufgerichtet sei. Es bräuchte eine viel menschen- und lebensnähere Seelsorge, um bei diesen Menschen wieder anzukommen⁷. Ich frage mich, ob nicht die Missionsinstitute hier eine neue Aufgabe entdecken müßten, ob nicht gerade sie, von der Mission her inspiriert, auch bei uns wieder missionarische Methoden entwickeln müßten, damit die Kirche nicht in ihren Bastionen bleibe, sondern mit jenen Nomaden mitwandere und ihnen zur rechten Zeit, auf die richtige Weise, in der richtigen Sprache, ein Wort des Heiles und der Hoffnung in ihr Leben hineinsage.

In den USA redet man heute von 80 Millionen „unchurched people“, Menschen, die mit den Kirchen gar keinen Kontakt mehr haben. Das ist rund ein Drittel von Schwarz-Afrika. Wo sind die Missionare, die in solches Missionsland zu ziehen bereit sind, um dort schlicht und glaubwürdig das evangelische Leben zu leben? Die bloße Gestalt von Johannes XXIII. hat

⁷) Vgl. Religion und Neurose. Gespräch mit dem Wiener Psychotherapeuten Prof. E. Ringel, in: Herder Korrespondenz 1978, 174—182.

in zahllosen, scheinbar völlig unreligiösen Menschen religiöse Gefühle erzeugt, und Mutter Theresa wurde kürzlich in einer Umfrage im nichtchristlichen Kalkutta als die meist bekannte und meist geachtete Person der Stadt gehalten. Im Strahlungskreis solcher Gestalten braucht Religion nicht mehr verdrängt zu werden. Hier wird Religion wieder sinnvoll und lebenswert. Wo sind unter unseren Bischöfen, Priestern, Ordensleuten solche Gestalten? Ist es nötig, für diese Mission unter den Nicht-mehr-Christen neue Institute zu gründen? Oder könnten nicht bestehende Missionsinstitute, die das Ziel ihrer historischen Aufgabe zwar noch nicht völlig, aber doch einigermaßen erreicht haben, umfunktioniert werden und im genialen Geiste ihrer Gründer hier wieder neue „missionarische“ Aufgaben übernehmen? Würde das nicht auch auf einen neuen Zuzug von Berufen hoffen lassen? Das sind nur Fragen. Wer den Sprung wagt, wird die Antwort geben.

Aus all dem sollte klar geworden sein, daß Mission der Zukunft anders sein wird, und wir können beifügen: nur diese andere Mission hat eine Zukunft. Wir möchten jedoch die dritte Aussage unverklausuliert und unbedingt machen und sagen:

DIESE A N D E R E M I S S I O N H A T Z U K U N F T

Dies trotz Missionskrise, trotz der Behauptung der überzeugten Säkularisten, daß Religion nur noch eine Frage weniger Jahrzehnte sei. Auch trotz des Widerstandes jener Kreise, die den Gedanken der Ortskirche zwar theoretisch angenommen haben, aber nicht in der Lage sind, ihn praktisch anzuwenden; die Rom nach wie vor als Rom haben wollen, wie in den guten alten Zeiten; die das Gleichgewicht zwischen Vaticanum I mit der monarchischen Zentralgewalt und dem Vaticanum II mit der kollegialen Peripheriegewalt nicht zustande kommen lassen wollen; die Einheit der Kirche immer noch mit Einförmigkeit identifizieren und einer Ortskirche, die versucht, einige konkrete Schritte zum Ortskirche-Sein zu tun, sofort bedeuten, im Namen der einen universalen Kirche sei das nicht erlaubt. Diese Spannung belastet gegenwärtig das Verhältnis vieler Ortskirchen zur Kirche Roms. Diese Spannung muß durchgehalten werden, aus Liebe zur Kirche. Es soll nicht voreilig einfach zu einer Unterordnung der Ortskirchen unter die Kirche Roms kommen, sondern zu einer Bereicherung der Gesamtkirche durch die Ortskirchen. Das braucht nicht zu einer Polarisierung in der Kirche zu führen. In dem Maß b e i d e Teile auf den Geist hören, wird Polarisierung überwunden und kommt Einheit in der Vielfalt zustande, nicht auf Grund von aufgedrängten äußeren und damit menschlichen Normen, sondern auf Grund der tragenden Fundamente der Einheit, welche sind der eine Herr Jesus Christus, sein Evangelium und das kennzeichnende neue Gebot der Liebe, welche die gesamte Menschheit umfaßt und eine Ahnung vermittelt von dem, was das Reich Gottes meint.

Das ist viel mehr als ein bloßer Wunschtraum. Es entspricht der Grundaussage unseres Glaubens, daß Christus auferstanden ist. Wir sollen darum nicht mehr mit den Jüngern von Emmaus jammern: „Wir hatten gehofft . . . Nun aber ist bereits der dritte Tag vergangen . . .“, sondern vielmehr mit dem Völkerapostel Paulus syllogisieren: Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist unser Glaube hinfällig, dann sind wir die beklagenswertesten Menschen. „Nun aber ist Christus von den Toten auferstanden“; darum geht die Welt — trotz allem gegenteiligen Anschein — ihren bestimmten Lauf, bis einst Gott alles in allem ist (1 Kor 15, 12—28). Wir stehen also im Herzen des Glaubens, wenn wir annehmen, daß das Osterereignis von damals sich durch die ganze Geschichte hindurch auswirkt, daß es je neu alle hoffnungslosen Situationen in Hoffnung verwandelt. Die Kirche aber hat ihre Hauptaufgabe darin zu sehen, diese Hoffnung stets aufrecht zu erhalten, gleichsam der euphorische Kontrapunkt im melancholischen Konzert der Welt zu sein.

Nicht bloß der Glaube legt uns nahe, mit Zuversicht in die Zukunft der Kirche und ihrer neuen Mission zu wandern. Auch Erfahrungstatsachen sind da — für jene, die nicht bloß das Schwarze sehen —, um uns zu bestätigen, daß diese andere Mission sich durchsetzt. Das neue polyzentrische Weltbild ist doch für die junge Generation bereits zur Selbstverständlichkeit geworden. Nur noch die älteren Leute erinnern sich an die Zeiten der europäischen Hegemonie. Die neue Autorität der Ortskirchen hat sich ebenfalls eingelebt. In den vergangenen 10 Jahren hatten alle Missionare Zeit und Gelegenheit, sich psychologisch umzustellen, oder aber heimzukehren. Die Übergangsphase ist praktisch überstanden. Es war, wie wenn die junge Schwiegertochter als neue Herrin ins Haus einzieht. Zuerst geht es kaum ohne Spannungen ab, aber dann paßt man sich gegenseitig an, oder im schlimmsten Fall ziehen sich die Schwiegereltern ins „Stöckli“ zurück.

Die neuen Situationen — die Militär-Diktaturen, die kommunistischen Regime, die selbstbewußten nichtchristlichen Religionen — die man zum voraus keineswegs herbeiwünscht, haben einmal mehr gezeigt, daß nicht gute oder böse Situationen das Entscheidende sind, sondern die richtige Reaktion der Kirche, die jede Situation als Herausforderung verstehen soll und aus ihr das Gute ziehen kann. Tatsache ist, daß die Kirche in den Diktaturen der nationalen Sicherheit heute durchschnittlich viel besser dasteht als vor 10 Jahren. Sie ist durch ihre klare Stellungnahme die Stimme jener geworden, die keine Stimme haben. Sie ist solidarisch mit den Armen und Unterdrückten geworden, ein Zeichen der Hoffnung für das Volk, damit auch ein Zeichen der Hoffnung für sich selbst. Ebenso reagierte das christliche Volk in den Ländern mit kommunistischem Regime bis jetzt sehr gut. Je mehr der Staat den Atheismus aufdrängen will, desto mehr kommt das Volk am Sonntag zusammen und stärkt sich gegenseitig im Glauben

und in der Hoffnung. Das Zeugnis einer solchen Kirche bedeutet uns viel mehr als alle Erfolgsberichte. In beiden Fällen können wir sagen, daß diese ungünstigen Situationen beitrugen — und vielleicht nötig waren — um die Kirche mutiger, ärmer, evangelischer zu machen. Ähnliches wäre zu sagen von der Minderheits-Kirche inmitten der nichtchristlichen Religionen. Durch die neue und richtige Reaktion der Kirche, die in jenen Religionen nicht mehr bloß Heidentum und Teufelswerk sieht, sondern darin das Wirken des Geistes Gottes erfährt und anerkennt, sind wir daran, in jenen „verschlossenen Garten“ einzutreten und Überraschungen zu erleben, die wohl zu den großartigsten Entdeckungen der Kirchengeschichte gehören.

Bei den scheinbar geringen missionarischen Erfolgen in Asien sind doch dank der hingebenden Tätigkeit der Missionare Ortskirchen entstanden, die heute echte Partner des Dialoges sein können und auch als Minderheit eine gewaltige Strahlung haben.

Alles deutet also darauf hin, daß diese neue Mission sich durchsetzt. Von unserem Kontinent aus gesehen reden wir zwar mit Recht von Missionskrise. Sie war wohl auch nötig, um das Missionsmonopol der westlichen Kirche irgendwie zu brechen. Wir stehen noch mitten drin in dieser Phase des verlorenen Missionsmonopols und der Missionskrise und könnten darum dieses Missions-Jubiläum mit Fahnen auf Halbmast begehen. Doch sollen wir die Augen erheben und auf die Kirche als ganze sehen. Dann stellen wir fest, daß heute Mission in sechs Kontinenten und durch sechs Kontinente geschieht, daß also aufs ganze gesehen die Kirche nie so missionarisch war wie heute. Das erhellt unsere Stimmung und wir sehen dieses Missions-Jubiläum am Ende einer großen Missionsepoche, ja, aber zugleich auch am Anfang einer neuen und außergewöhnlichen Herausforderung zur Evangelisierung der Welt.